

einen wichtigen Kontrapunkt zum Aufsatz von Shulamit Volkov, der die Vermachtung der Diskurse über die deutsch-jüdische Sprache thematisiert. Während Volkov die Persistenz des Jiddischen bemerkenswert erscheint, pointiert Hahn seine eigentümliche Selbstverständlichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die glänzende Replik von Gideon Freudenthal auf Notker Hammerstein, der das Ausmaß akademischer Judenfeindschaft verdeutlicht, blieb leider ungedruckt. Freudenthals Argumentation richtete sich gegen die Überschätzung der Kategorie „Opportunismus“, die nicht ausreichte, um die Vehemenz des Antisemitismus bei „Überzeugungstätern“ wie Martin Heidegger zu erklären. Damit hätten genau jene Probleme angesprochen werden können, die auch die jüngste Carl Schmitt-Forschung bewegen und die aufgrund der schwierigen Quellenlage wohl noch lange Diskussionsstoff bieten werden.

Ulrich Sieg

## Neueste Zeit

MICHAEL GEHLER/WOLFRAM KAISER/HELMUT WOHNOUT (Hrsg.): *Christdemokratie in Europa im 20. Jahrhundert/Christian Democracy in 20th Century Europe/La Démocratie Chrétienne en Europe au XXe siècle*. Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2001, 791 S.

Mit dem zunehmenden Zusammenwachsen Europas wagen nun auch Historiker vermehrt international vergleichende Studien. Gerade für die Geschichte der Christdemokratie bietet sich dies an. Denn nicht nur in Deutschland, sondern auch den meisten west- und südeuropäischen Nachbarländern transformierte sich der politische Katholizismus nach 1945 zu starken christdemokratischen Parteien, die für einige Jahrzehnte die Weichen in Politik und Gesellschaft stellten. Diese Entwicklung ist ebenso bemerkenswert wie erklärungsbedürftig. Der vorliegende Sammelband zeigt in einem breiten Kaleidoskop, wie sich dieser Prozess in den einzelnen Ländern vollzog. Zudem bietet er bemerkenswerte Beiträge zur europäischen Zusammenarbeit der christdemokratischen Parteien.

Der Band geht auf eine Wiener Konferenz zurück, die das Karl von Vogelsang-Institut mit dem Arbeitskreis für Europäische Integration veranstaltete. Seine 31 Autoren sind deshalb vor allem durch Publikationen zur Außen- und

Europapolitik bekannt. Entsprechend ist auch der Schwerpunkt des Buches ausgerichtet. Das Erkenntnisinteresse liegt bei den Europakonzeptionen der Christdemokraten, daneben aber auch bei deren Wirtschafts- und Sozialpolitik und ihrer Gesellschaftsbindung. Dieser frageorientierte Ansatz ist zu begrüßen, da stärker deskriptive Überblicksdarstellungen zur Christdemokratie bereits vorliegen. Ein Handbuch zur Organisationsstruktur der Parteien ist dieser dreisprachige Band dagegen nicht, auch wenn einzelne Beiträge etwa die Mitgliederdaten nennen.

Ein Kernergebnis der fast 800 Seiten ist, dass aus der Programmatik und politischen Praxis der Christdemokratie kein gerader Weg zur Europäischen Integration abzuleiten sei. Während der Europagedanke in der Zwischenkriegszeit und während des Krieges fast keine Rolle gespielt habe, sei er in der Nachkriegszeit von untergeordneter Bedeutung gewesen. Das christdemokratische Engagement für den westeuropäischen Zusammenschluss nach 1945 sei vielmehr durch die Rahmenbedingungen der Nachkriegsjahre zu erklären, wie Franz Horner unterstreicht. Vor allem der Antikommunismus zeichnet sich in fast allen Artikeln immer wieder als die treibende Integrationskraft ab.

Über diese Frage hinaus bieten die Artikel des Bandes, die naturgemäß von unterschiedlicher Qualität sind, weitere interessante Vergleichspunkte. Eine umfangreichere Einleitung hätte sicher eine bessere Einordnung der Ergebnisse gewährt, die aber drei Kommentare abschnittsweise bündeln. Nach einem Überblick zur Entstehung des politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert wendet sich der erste Abschnitt den katholischen Parteien in der Zwischenkriegszeit länderspezifisch zu. Bemerkenswerterweise werden auch Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei einbezogen. Dabei stellt sich jedoch die Frage, ob tatsächlich nur katholische Parteien Vorläufer der Christdemokratie sind. Gerade in den Niederlanden spielten protestantische Parteien eine größere Rolle für die spätere Fusion.

Als gemeinsames Merkmal der meisten katholischen Parteien lässt sich zunächst ihre große soziale und weltanschauliche Bandbreite herauslesen. Sie führte fast überall zu erheblichen innerparteilichen Spannungen. Durch feste Proporzsysteme, einen dezentralen Aufbau und den Verzicht auf explizite Programme versuchten die christdemokratischen Parteien, Konflikte abzumildern. Charakteristisch erscheint zudem ihre

Organisationslosigkeit, die durch kirchliche und berufsständische Vorfeldgruppen aufgefangen wurde. Fast alle Parteien teilten dabei das Problem, sich von der katholischen Kirche abgrenzen zu wollen, zugleich aber von deren Unterstützung abhängig zu sein. Wie *Martin Conway* mit Blick auf Frankreich und Österreich annimmt, sei der Konfessionalismus in dieser Phase erfolgversprechender gewesen als die liberale Öffnung. Schließlich fällt die recht scharfe Abgrenzung zum Sozialismus auf, die selbst in den Niederlanden oder in Italien vor dem Faschismus bestehen blieb.

Vieles davon war bekannt, wird aber durch die Synthese verdichtet. Besonders souveräne Überblicke gewähren dabei *Helmut Wohnout* über die Christlichsozialen in Österreich, *Lujkas Rölli-Alkemper* über die gut erforschten Integrationstechniken der Schweizerischen Volkspartei und *Jan Roes* über die verspätete Ausbildung der Römisch-Katholische Staatspartei. Dagegen übernimmt der Artikel über Italien etwas zu undifferenziert die Selbstdarstellung der Partei, während der Abschnitt über die deutsche Zentrumspartei etwa Fehler bei den Mitglieder- und Wählerdaten aufweist.

Der zweite Abschnitt widmet sich wiederum länderweise der Zeit zwischen 1945 und 1970. Auch hier zeigen die Artikel gemeinsame Entwicklungslinien. Unmittelbar nach Kriegsende rückten eben nicht nur die deutschen Christdemokraten kurzzeitig sozialpolitisch nach links. Gleiches galt etwa auch für die neu gegründete ÖVP oder die belgischen und französischen Christdemokraten. Weltanschaulich öffneten sich die katholischen Parteien zunehmend für nicht-gläubige Katholiken. Die tatsächliche Öffnung zog sich jedoch in einigen Ländern bis in die siebziger Jahre hin. Der deutschen CDU gelang die breite Integration offensichtlich am besten. Organisatorisch blieben auch die neuen christdemokratischen Parteien Wähler- und Milieuparteien, die sich nur in Italien und Belgien auf eine größere Mitgliederschaft stützen konnten.

Schließlich bietet der Band einen besonders ergiebigen dritten Abschnitt zur Parteienkooperation zwischen den europäischen Christdemokraten. Während die Länderüberblicke sich vornehmlich auf die vorliegende Literatur stützen, weisen diese Beiträge neue, archivgestützte Forschungsergebnisse auf. *Guido Müller* zeichnet die ersten Kontakte in der SIPDIC zwischen 1925 und 1932 nach, die noch äußerst locker

blieben. Als Ursache dafür macht er die unterschiedlichen nationalen Prägungen der Parteien, die distanzierte Haltung des Vatikans und die Bedenken gegen einen „sozialistischen Internationalismus“ aus. Mit dem Ende der Zentrumspartei kam die Zusammenarbeit zum Erliegen. Während der Diktaturen gingen kaum Christdemokraten ins Exil. Auch hier blieben die Kontakte locker, wie *Wolfgang Kaiser* herausstellt. Selbst bei den Diskussionen im Exil spiel Europafrage nur eine untergeordnete Rolle. Außerst aufschlussreich ist zudem *Michael Gehlers* Artikel über die vertraulichen Genfer Treffen zwischen 1947 und 1955, die die deutsch-französische Aussöhnung einleiten sollte. Schon 1948 sprach Adenauer sich hier für einen Wehrbeitrag aus und erkannte die deutsche Teilung als eine „derzeit“ gegebene Tatsache an. Kaisers detailreicher Artikel über die NEI (Nouvelle Equipes Internationales) zeigt schließlich, welche großen Konfliktlinien zwischen den christdemokratischen Parteien bestanden, die eine engere organisatorische oder programmatische Zusammenarbeit auf europäischer Ebene verhinderten.

Insgesamt erweist sich der Band damit als ein zugleich frageorientiertes und facettenreiches Kompendium.

Frank Bösch

PETER MERSEBURGER: *Willy Brandt 1913–1992. Visionär und Realist*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart/München 2002, 928 S.

Eine Biografie Willy Brandts zu schreiben ist keine einfache Aufgabe. Der Journalist *Peter Merseburger* hat sie glänzend gemeistert. Wie kein Brandt-Biograf zuvor erfasst er die in den Archiven und in der Literatur vielfach sprudelnden Quellen akribisch und legt damit ein fundiertes Werk vor.

Das macht sich schon bei der Beschreibung der Jugend- und Exiljahre bemerkbar, denen Merseburger fast ein Viertel seines Buchs widmet. Eindrucksvoll schildert er die Entwicklung des jungen Brandt vom wortradikalen, revolutionär-marxistischen SAP-Funktionär zum reformorientierten demokratischen Sozialisten. Er zeichnet dabei ein überzeugendes Portrait des Politikers im Exil in Norwegen und Schweden, das dessen innere Widersprüche aufzeigt: Der „deutsche“ Brandt gibt sich noch revolutionär, als sich der „skandinavische“ Brandt schon längst pragmatisch und undoktrinär äußert.